



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 12

1. Juli 1937

Nummer 1

Inhalt: Jenny Kopp, Gut und Schloß Holstein am Pregel, S. 1 — E. Hartmann, Kleiner Beitrag zur Geschichte des Namens Preußen, S. 5 — Vereinsnachrichten, S. 6 — Entgegnung, S. 7 — Buchbesprechungen, S. 10

Gut und Schloß Holstein am Pregel

Von Jenny Kopp.

Gut und Schloß Holstein sind eine Schöpfung des Kurfürsten und späteren Königs in Preußen Friedrich I. und derer, die dem Gut ihren Namen beilegten, der Herzöge zu Holstein-Beck.

Aber die Historie setzt noch früher mit ihren Rückerinnerungen ein, bevor Holstein das Jagdschloß Friedrichs I. wurde, in dessen häufiger Anwesenheit die erste Bedeutung des Ortes wurzelt. Wir wissen aus der Schrift des Pfarrers Ludwig Storch „Das Kirchspiel Juditten“, gedruckt 1861, daß anno 1568 in Kasebalk, so hieß die Ortschaft ursprünglich mit preußischem Namen, zehn Bauern auf zwölf preußischen Hufen sesshaft gewesen sind. Im 17. Jahrhundert erwarb das Dorf der von 1604 bis 1669 lebende Johann Schimmelpfennig, Bürgermeister im Kneiphof.

Dieser entstammte einer hochangesehenen Familie, die in mehreren Nebenlinien fortlebte und mit den angesehensten Stadtgeschlechtern verschwägert war. Pisanski in seiner Litterärgeschichte erwähnt Johann Schimmelpfennig als einen Mann, dessen Mildtätigkeit gegen Kirchen und Arme nicht ihresgleichen findet. Viermal im Jahr lud er sämtliche Krüppel und Bedürftige aus den drei Städten Königsberg an seine Tafel und reichte ihnen nach der Bespeisung noch eine „Berehrung“. Er genoß mehrmals die Ehre, den Großen Kurfürsten in seinem Hause zu bewirten, wo dann das treffliche Löbenichter Bier, welches dreimal so stark wie das Berliner gebraut wurde, zum Bärenschinken und Elchbraten vorzüglich mundete, Masuren die Maränen

und Cranz-Kuhren die anderen Fische lieferten. Neben vielen Legaten bedachte Schimmelpfennig die Universität mit einer Stiftung von 10 000 Talern, die auf seinem Gut Allenau eingetragen wurden. Ein Jahrhundert nach seinem Heimgang zur ewigen Heimat hat Heinrich Ernst von Kalnein für Schimmelpfennig und seinen Bruder Ludwig eine Denkschrift verfaßt, welche die Verdienste dieses Mannes auch als Förderer aller künstlerischen Bestrebungen preist.

In der Zeit der Geldnot des brandenburgisch-preußischen Staates erwarben wohlhabende Königsberger Bürgerfamilien vom Kurfürsten gegen Darlehen oder käuflich große Begüterungen, die unsern Königsberg lagen, so die Schimmelpfennigs Allenau, Suniden (heute Friedrichsberg), Kasebalk (Holstein), Wintershof (Friedrichswalde), Schanwig usw. Suniden befand sich noch mehrere Generationen im Besitz der Familie Schimmelpfennig. Die Witwe des Ludwig Schimmelpfennig heiratete ein Obersteutnant von Düren, der Suniden, Kasebalk, Moditten, Wintershof, Spittelkrug und Spittelhof käuflich an sich brachte und 1697 an den Kurfürsten Friedrich III. verkaufte. Die Güter kamen zum größten Teil an die Domäne Friedrichsberg, die bis 1805 bestanden hat. Suniden erhielt den Namen Friedrichsberg, Wintershof — Friedrichswalde und Kasebalk ist das heutige Holstein. Das Dorf Kasebalk mit vier Bauern überließ König Friedrich Wilhelm I. dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu Holstein im Tausch gegen dessen Dorf Neuforst in der Tilsiter Niederung, welches der Herzog einst vom Kapitän von Knoblauch gekauft hatte.

Dem Kurfürsten Friedrich III. gefiel Kasebalk in seiner anmutigen Lage am Wasser und großen Wäldern derart, daß er seinem Baumeister Kranichfeld befahl, hier ein Jagdschloß zu erbauen, dem er den Namen Friedrichshof beilegte. Wie die Tradition berichtet, erhielt der Grundriß die Form eines H zu Ehren des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons von Jägern und Weidwerk.

König Friedrich Wilhelm I. schenkte Holstein dem Prinzen Wilhelm von Holstein-Beck, der bei ihm in besonderer Affektion stand. Die Dotationschrift vom 15. Mai 1719 besagt: „wegen dessen besonderer Treue, Attachment und Fleiß vor unsere hohe Person und vornehmlich wegen der von Ihnen und Ihren Vorfahren uns und unserem Hause geleisteten vieljährigen Dienste, den in der Landvogten Schaaken belegenen Friedrichsdorf, samt dem dazu gehörigen Vorwerk und Huben, dem Krüge und etlichen Fischerhäusern erb-, ewig- und eigentümlich zu adl. köllmischen Rechten, frei von allen Cinquartierungen, mit freier Fischerei im Pregel und auf dem Haffe, mit Brau- und Brennereigerechtigkeit.“

Wenn Friedrich Wilhelm I. von langjährigen Diensten, die seinem königlichen Hause von den Herzögen zu Holstein-Beck geleistet seien, schrieb, so bezog er sich damit auf den am 6. April 1653 zu Schloß Beck geborenen preußischen Generalfeldmarschall Friedrich Ludwig, der an vielen Schlachten, so auch bei Fehrbellin, mit persönlicher Tapferkeit gekämpft und 1691 die Belagerung von Lüttich mitgemacht hatte. Er starb 1728 mit dem Rang eines General-Zugmeisters. Nach seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Emil Gunther zu Holstein-Augustenburg, erhielten seine Güter Louisenhof und Charlottenthal

(im Kreise Heiligenbeil) den Namen. Sie starb 1740. Der älteste Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, geboren 18. Juni 1687, war zweimal vermählt, zunächst mit Eleonore Gräfin Czartoriska, in zweiter Ehe mit Ursula Anna Gräfin zu Dohna-Schlodien. Von dieser besaß er eine Tochter, Sophie Charlotte, Gemahlin des Grafen und Burggrafen Alexander Emil zu Dohna-Schlobitten, welche sich in zweiter Ehe mit dem Prinzen Georg Ludwig zu Holstein-Gottorp vermählte, und einen Sohn Friedrich Wilhelm, der 1719 Chef des von seinem Vater begründeten Regiments zu Fuß von Holstein wurde, das seit 1716 in Königsberg stand.

Bei seinem König stand der Herzog allezeit in hoher Gunst. Er verließ ihm die Anwartschaft auf das Lehen Thierenberg mit Marknehen und Bärholz 27 Hufen, doch der Herzog ließ sich von dem bisherigen Lehnsträger, Georg Albrecht von Auer, 3000 Gulden zahlen und verzichtete auf die Anwartschaft.

Nach dem Heimgang des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Holstein-Bef behielt dessen zweite Gemahlin Ursula Anna, geborene Gräfin zu Dohna-Schlodien, Condehnen und Holstein im Erbvergleich. Nach ihrem Ableben fielen die Güter ihrer Tochter Sophie Charlotte zu. Diese zahlte dem auf das Miterbe Anspruch machenden Prinzen Carl Ludwig zu Holstein-Bef 2000 Taler „aus Liebe zum Frieden und damit die Einigkeit in der Familie erhalten bleibt“. Aber eigentlich blieb nach Abzug der Schulden und Legate nichts zu erben übrig! Sie ernannte den Oberst Stach von Holzheim zum Bevollmächtigten, und dieser verkaufte die Holsteinischen und Condehnischen Güter am 18. Juli 1765 für 50 000 Taler dem Generalmajor Hans von Tettenborn. Ihm wurde zur Bedingung gemacht, das abgebrannte Dorf Lindenau wieder aufzubauen. Doch schon im nächstfolgenden Jahre trat er Holstein mit Kafebalk, dem Krug, den Fischerhäusern summa 41 Huden, sowie Condehnen für 51 600 Taler an den Burggrafen und Grafen Friedrich Alexander zu Dohna-Wartenberg ab.

Aber noch einmal wurde der herzogliche Namen mit dem Gut verbunden, denn 1768 übernahm es die verwitwete Prinzessin Frederica Charlotte Antoinette Amalie von Holstein-Bef, eine Schwester Friedrich Alexanders, für den Preis von 52 000 Talern. Condehnen wurde um 1780 von dem Burggrafen Ludwig Alexander zu Dohna-Schlodien (1750—1804) erworben. Er war seit 1780 6. 12. verheiratet mit Caroline Gräfin von Dönhoff-Friedrichstein, erbaute in Condehnen das Wohnhaus im Barockstil und ließ die Wappen Dohna (Hirschgeweih) und Dönhoff (Eberkopf) am Giebel anbringen.

Am 31. Januar 1793 starb der Gouverneur von Königsberg, Generalleutnant Graf Victor Amadeus Henkel von Donnersmark. — Schon sein Vater hatte sich in preußische Dienste begeben und die ober-schlesischen Fideikomnisse dem Bruder überlassen, weil er sich nicht unter den katholischen Standesherrn der Familie stellen wollte. Graf Victor Amadeus war vermählt mit der am 17. 10. 1756 geborenen Louise Eleonore Ottilie Maximiliane, Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm von Lepel. Sie kaufte noch zu Lebzeiten des Gatten für 41 000 Taler die Begüterung Holstein, nahm hier den größten Teil des Jahres ihren Wohnsitz und erzeugte ihren Gutsleuten ein besonderes Wohlwollen.

Major Franz von Below kaufte Holstein 1795 für 76 000 Taler. Von dem Kaufpreis blieben 10 000 Taler als eine Obligation der Verkäuferin auf Holstein eingetragen.

Im Gefolge der Kriegsnot von 1807—13 herrschte große Teuerung, ein Scheffel Roggen galt 4 Taler, graue Erbsen 4 Taler, ein Scheffel Kartoffeln 7 Gulden, ein Achtel hartes Holz 50 Taler, ein Pfund Butter $\frac{3}{4}$ Taler. — Die Landwirte, die Vieh, Ernte, Vermögen verloren und statt mit barem Gelde nur mit den russischen Bons entschädigt wurden, kamen an den Bettelstab, und die Juden Oppenheim, Caspar, Friedmann, Auerbach, Friedländer, — Wucherpflanzen, die allen Handel in Händen hatten, kauften die Rittergüter an. So konnte David Meyer Friedländer 1812 als Meistbietender mit 70 000 Talern Holstein erstehen. Das Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, welches verkündete, daß es vom Martini 1810 an nur freie Leute in Preußen geben soll, vermehrte die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen die Gutsbesitzer zu kämpfen hatten. Die Gefahr lag nahe, daß die Gutsbetriebe bei dem aufgehobenen Dienstzwang der Knechte und Mägde die Arbeiter verloren und, da sie auch einen Teil ihres Bodens abgeben mußten, nicht mehr lebensfähig waren.

1817 kauften Mendel Wolf Oppenheim und Marcus Warschauer Holstein wiederum für 70 000 Taler, es unterschreibt noch die Bonne Friedländer, geb. Oppenheim, den Kontrakt. Am 1. Januar 1835 übernahm der bisherige Pächter Amtmann Ferdinand Adolf Gottfried Magnus, vermählt mit Caroline Susanne Amalie Hirsch alias Caspar, für 38 466 Taler Holstein, nachdem er von dem kaiserlich russischen Hofbankier Baron Stieglitz in Petersburg 12 000 Taler aufgenommen und mit ihnen und aus eigenem Vermögen von den auf Holstein lastenden 60 000 Taler Pfandbriefen einen größeren Posten abbezahlt hatte.

Dem neuen Besitzer kamen die Jahre der landwirtschaftlichen Hebung Ostpreußens zugute. Aus schweren Notlagen, die harte Zeiten mit sich brachten, hat es sich dank seines Fleißes und seiner Betriebsamkeit immer wieder emporgearbeitet. Zwei Mittel waren es, mit denen der Landwirtschaft wieder aufgeholfen wurde. Das eine bestand in der Einführung edler Rassen Schafe, vornehmlich aus Spanien, die von dem Zwei-Millionen-Hilfsfond, den der König zur Disposition des Oberpräsidenten von Schön für die ost- und westpreussischen Gutsbesitzer stellte, angekauft und geschenktweise vergeben wurden, — das andere im Anbau der Tabakpflanze. In Deutschland baute man sie schon längst in der Pfalz und in Franken, jetzt wurden auch in Ostpreußen mit dieser Kultur Versuche gemacht; als gedeihlicher Boden zeigten sich vornehmlich die Gegend um Tilsit und Ragnit und einige warme, in guter Dungkraft stehende Felder im Samland, so auch Holstein. Der Anbau war freilich nur dort möglich, wo genügend Arbeitskräfte vorhanden waren, denn die Tabakpflanze mußte in der Saatschule gezogen, wenn sie sechs Blätter angelegt, verpflanzt, die Hauptstengel geköpft und schließlich die Stauden befreit werden. Nicht weniger Arbeit machte die Ernte. Nach dem Abblatten hand man die einzelnen Bündel in Strohseile, trocknete sie in nicht zu scharfer Sonne,

und waren alle Umstände günstig, so lieferte ein Morgen 14 Zentner getrockneten Tabak. Bei den Preisen, die der Händler für den Roh-
tabak zahlte, kam es natürlich auf die Sorte und Güte der Ware an; immerhin sollen die Einnahmen lohnender als etwa von Weizen oder selbst von Braugerste gewesen sein.

In Holstein übergab die Guts herrschaft die ganze Tabakspflanzung den sogenannten „Gärtnern“, Instleuten, die für Wohnung und Kuhweide gegen Tagelohn arbeiteten. Jeder erhielt 3 kulmische Morgen zugewiesen, die ihm dreimal gepflügt und mit Dung befahren wurden. Für die Tabakbearbeitung bekam der Gärtner Ader zu einem Scheffel Aussaatkartoffeln und einen Morgen zu Winterung und von dem Nettogewinn an Tabak die Hälfte. Der Mann wurde also hoch bezahlt! Wie es früher allgemein üblich war, verpachteten die Güter auch die Milch. Anno 1820 zahlte der Pächter in Holstein, der freie Wohnung nebst Brennmaterial erhielt, je Kuh 20 Taler jährlich, dagegen bekam er 10 Stof (1 Stof = 1½ Liter) Milch für sich und auf sechs Kühe ein Kalb, das er mit Milch der herrschaftlichen Kühe fünf Wochen tränken durfte. Der Kuhstamm zählte 70 Haupt. Außerdem durfte der Pächter vier eigene Pferde und drei eigene Kühe auf die herrschaftliche Weide gehen lassen. Die Auspeisung des gesamten Gesindes lag dem Kuhpächter ob! In Holstein wurden ihm dafür verabfolgt 10 Scheffel Brotgetreide je Person, 2 Gerste, 2 Erbsen, 2 Mastgetreide, 10 Scheffel Kartoffeln, ¼ Rind, ein halbes Schwein, 60 Groschen für Heringe, 30 für Salz, 60 zu Fischen und 30 zum Trinken. Auch eine Magd wurde dem Pächter zum „Befochen“ gehalten, sie erhielt jährlich 12 Taler.

Abverkäufe vom Gutsareal fanden statt: 1843: 10 Morgen Wiesen zur Anlegung eines Kanals, ferner zum Bau des Königsberger Seekanals 1 Hektar 42 Ar und 1889: 5 Hektar für 4000 Mark an den Militärerkiskus. Es verblieben dem Gut 507 Hektar mit einem Gebäudesteuer-Nutzungswert von 566 Talern.

Im Jahre 1864 ging der Besitz des Gutes an Johann Ferdinand Magnus, vermählt mit Emilie Ludowica von Magnus, für 160 000 Taler über. Er ist am 2. September 1884 gestorben.

Kleiner Beitrag zur Geschichte des Namens Preußen

Von E. Hartmann.

Im Jahre 1513 wurde vor dem Rat der Stadt Osterode eine Beleidigungsklage verhandelt, die bezeichnend ist für das gespannte Verhältnis zwischen den aus Süd- und Westdeutschland stammenden Ordensbeamten und den einheimischen Bewohnern des Ordenslandes. Der Spittler der Komturei Osterode hatte nämlich wegen einiger Döfen den Krüger von Schildes und Paul Wagner zu Jakob Kifol geschickt. Auf ihrem Wege trafen die beiden den Besitzer des Gutes Döhringen, Georg von Doringe. In dem sich entspinrenden Wortwechsel hatte dieser nun dem P. Wagner zugerufen, er möge nur dem

Spittler bestellen, daß seine Mutter eine „vverbeynische Hure“ wäre. Ein andermal hatte Georg v. D. dem Spittler geradezu ins Gesicht gesagt: „Ir awhslander dorfft nicht gar zere puchen, vnher prewhsen Synt mher dan der auslander.“ Freimütig bestätigte der Angeklagte die Richtigkeit der Zeugenaussagen, fügte aber noch erklärend hinzu, daß doch auf der Tagfahrt zu Königsberg von den „Ausländern“ gehandelt worden wäre*). Es ist nicht möglich, die Wahrheit dieser Behauptung nachzuprüfen, da die „Acten der Stände-tage“ uns im Stich lassen. Zwar war zum 3. April 1513 eine Tagfahrt in Königsberg angesetzt, doch wurde sie wegen einiger Schwierigkeiten bis in die Zeit um Michaelis desselben Jahres verschoben.

Wichtiger als der an sich unbedeutende Prozeß ist hier der Gebrauch des Namens Preußen. In der Komturei Osterode wohnten damals außer Polen, die nach 1466 aus Masowien zugewandert waren und sich in Preußen Güter gekauft hatten, Deutsche und Preußen. Es ist schwer zu sagen, wie weit die preußische Sprache noch verbreitet war, sie mag auch schon im Rückgang gewesen sein, aber sicher war sie noch im Gebrauch. Da ist es nun interessant zu sehen, daß der deutsche Gutsbesitzer Georg von Dohringen — und sicher nicht dieser allein — mit dem Namen Preußen beide, die deutsch- wie die preußischsprachige Bevölkerung umfaßte, sie dadurch zur Einheit erhob und gegen die „Ausländer“, die Ordensherren, absetzte. Die Döhrrings gehörten zwar zu den ältesten deutschen Familien des Gebietes — dem Ritter Conrad Duering war schon 1328 von Luther von Braunschweig, damals Komtur von Christburg, eine Handfeste über 200 Hufen (Döhrringen, Glanden, Panzerei, Rhein, Schwanhof) verliehen worden, also saß die Familie damals schon in der 5. oder 6. Generation auf ihrem Gute. Trotzdem ist der Vorgang bezeichnend für die Herausbildung eines preußischen Stammesbewußtseins, das bereits gegen Ende der Ordenszeit Deutsche und Preußen zusammenschloß. Es waren nicht die eingeborenen Altpreußen, die mit diesem Namen etwa ihre im Verschwinden begriffene Nationalität hätten betonen wollen, sondern es war der deutsche Landadel, der sich zusammen mit den alt-preußischen Landesbewohnern als Preußen bezeichnete und damit Zeugnis ablegte, wie sehr er sich schon als eingeboren fühlte. So sei diese kleine Notiz ein Beitrag zu der Geschichte des Namens Preußen, die eine umfassende Untersuchung verdiente.

*) Ordens-Briefarchiv. 25. 5. 1513.

Vereinsnachrichten

Im letzten Vierteljahr fanden folgende Vorträge statt:

19. April, Herr Universitätsprofessor Dr. Clasen:

Die Bedeutung des Deutschordensstaates Preußen für den spätgotischen Gewölbebau.

10. Mai, Herr Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann:

Lübische Städtegründung und Politik im Ordensstaat.

Der 5. Band der „Scheffnerbriefe“ ist erschienen und unsern Mitgliedern zugegangen.

Entgegnung

In Nr. 3 dieser Zeitschrift ist eine Besprechung meiner Dissertation durch Robert Stein erfolgt, zu der ich in folgendem Stellung nehmen möchte, weil hier ein Problem diskutiert wird, das von allgemeinem Interesse ist.

Auf den ersten Teil (Abs. 1—3) der genannten Ausführungen näher einzugehen, mag sich erübrigen, da dort nur unwesentliche Punkte berührt werden — es erscheint mir jedenfalls unwesentlich, wenn zufolge eines Druckfehlers eine Verleihung von Heinrich von Richtenberg mit der Jahreszahl 1417 anstatt 1471 angegeben, oder wenn auch nach dem Jahr 1525 verkehrtlich noch von Verleihungen durch den Orden anstatt durch den Herzog gesprochen wird. —

Was uns hier interessiert, ist das eigentliche Problem, nämlich die Entstehung des Großgrundbesitzes in Ostpreußen. Um die Fronten noch einmal klarzustellen: In meiner Untersuchung über die Entstehung der Friedrichsteiner Güter habe ich versucht nachzuweisen, daß 1. ein großer Güterkomplex nicht durch das Aufkaufen kleiner Parzellen und einzelner Bauernhöfe entstand, sondern durch das Aneinanderreihen kleiner und mittlerer Rittergüter, die wiederum jeweils aus einer Gutswirtschaft und einem Sektor bäuerlicher Wirtschaften bestanden; 2. daß das Interesse des Grundherrn sinngemäß auf Erhaltung der bäuerlichen Wirte gerichtet sein mußte, weil er selber gar nicht in der Lage gewesen wäre, mit den unzureichend vorhandenen Arbeitskräften noch neu hinzukommende Flächen zu bewirtschaften; 3. daß das Einziehen von wüstem bäuerlichen Land hier im Osten im Laufe der Jahrhunderte des öfteren zu einer historisch bedingten Notwendigkeit geworden ist, aber darum in gar keiner Weise mit dem Begriff des Bauernlegens identifiziert werden kann, daß also 4. die Tatsache des Zurückgehens der bäuerlichen Hubenzahl noch nicht beweist, daß dies auf ein fortschreitendes Bauernlegen zurückzuführen ist, sondern es muß vielmehr die Ursache hierfür in jedem einzelnen Fall untersucht werden.

Herr Dr. Stein hingegen vertritt die Knapp'sche Theorie in etwas vergrößerter Form und nimmt an, daß die größeren Güter des Ostens auf ehemaligem Bauernland entstanden seien, dadurch, daß der Gutsherr die Bauern nach und nach verdrängt und „gelegt“ habe, um auf diese Weise das Gutsland zu vergrößern. Dies wird a) prinzipiell vorausgesetzt und b) am Beispiel der Friedrichsteiner Güter exemplifiziert. Zu diesem Zweck hat Herr Dr. Stein eine Tabelle angefertigt, die in fühnem Sprung über fünf Jahrhunderte geht — sie beginnt mit der Ordenszeit, also im 14. Jahrhundert und endet 1859 mit nur einer Zwischenstation, genannt: Der Zustand der Güter „in späterer Zeit“. Der Begriff „in späterer Zeit“ manifestiert sich bei jedem Gut in einer anderen Jahreszahl — bald 1540, bald 1603, dann wieder 1715, jeweils wie es gerade am besten paßt. Als Resultat dieser vertieften Untersuchung heißt es dann: „Einem Areal von rd. 23 000 Morgen, das in der Kolonisationszeit für bäuerliche Siedlung ausgegeben worden ist, stehen im Jahre 1859 etwa 8000 Morgen bäuerlicher Grund und Boden gegenüber.“ Dies Resultat wird dadurch erzielt, daß die in den Ordensverreibungen genannten Größen der Güter — die im übrigen auch nicht immer richtig angegeben sind (vgl. Reckstein, das 20 Haken und nicht 20 Huben hielt) — addiert werden und die so gewonnene Summe gleich dem bäuerlich bestellten Land gesetzt wird. Das heißt, der Einfachheit halber wird vorausgesetzt, was zu beweisen war.

Die Fragwürdigkeit dieser Tabelle ergibt sich 1. aus methodologischen Erwägungen und 2. aus den konkreten Zahlen, die eine völlig andere Sprache reden, wenn man die Geschichte der Güter fortlaufend verfolgt und nicht drei mehr oder weniger willkürliche Punkte herausgreift, um diese dann mit einer Geraden zu verbinden, obgleich die Entwicklung in zahlreichen unregelmäßigen Wellenlinien verlaufen ist.

Zu 1.: Es widerspricht allen Grundregeln und Erkenntnissen der modernen Statistik, derartige Zahlenangaben durch vier bis fünf Jahrhunderte ohne eine sachgemäße Aufarbeitung des Materials vergleichen zu wollen. Ebensowenig, wie man das Spinnrad des 14. oder 15. Jahrhunderts mit der Spindel einer modernen Textilfabrik ohne weiteres vergleichen kann, eben-

so wenig kann man die Hufe der Ordenszeit, auf der das zweite oder dritte Korn gebaut wurde, gleichsetzen mit 60 Morgen dräniertem und in intensiver Kultur befindlichem Acker. So wie im Industrie-prozeß die Arbeitseffizienz durch den technischen Fortschritt unendlich gesteigert worden ist, so ist die Effizienz des Produktionsfaktors Boden durch den wissenschaftlichen Fortschritt unendlich gewachsen.

Will man aber Zahlenreihen verschiedener Jahrhunderte miteinander vergleichen, so müssen folgende Voraussetzungen erfüllt sein:

1. Es muß sich um die gleichen Flächen handeln, Ortsbezeichnung und Wirtschaftseinheit müssen identisch und die Angaben für Ort und Zeit repräsentativ sein.
2. Es ist erforderlich, daß sowohl die Ursachen aller während der Berichtsperiode aufgetretenen Veränderungen untersucht werden, als auch der Einfluß, den sie wiederum auf Zahl und Beschaffenheit des Bauernstandes ausgeübt haben.
3. Die Entstehung des Zahlenmaterials muß daraufhin geprüft worden sein, ob die Methoden der Zählung vielleicht zur Abweichung in den Zählungsergebnissen führen. Und schließlich ist der mittlere und der wahrscheinliche Fehler zu bestimmen, der durch die Änderung in den Erhebungsmethoden entstanden ist.

Erst wenn unter Beachtung der genannten Punkte ein vergleichbares Material zusammengestellt wurde, läßt sich der Bauernbestand des 16. Jahrhunderts mit dem des 18. vergleichen. Niemals aber können wir die in den Ordensverschreibungen genannte Hubenanzahl in heutige Morgen umrechnen, voraussetzen — obgleich wir nichts darüber wissen —, daß es sich dabei ausschließlich um bäuerliches Land gehandelt hat, und dann diese Huben-Morgenzahl zu unseren heutigen Morgen in Relation setzen. Das wäre etwa das gleiche, als wollten wir eine Zinsreihe aufstellen und dabei dem Taler von 1836, im Jahr 1936 mechanisch 3 Mark gegenübersetzen, ohne die Kaufkraftveränderung zu berücksichtigen. Es ist zu bedenken, daß man im 14. und 15. Jahrhundert für die hiesige Gegend etwa folgende Verteilung annehmen kann: $\frac{2}{3}$ Wald, $\frac{1}{3}$ Unland, Palve usw. und nur etwa $\frac{1}{4}$ siedlungsfähiges Land.

So ist es wahrscheinlich falsch und jedenfalls irreführend, wenn Herr Dr. Stein in seiner Tabelle Reckstein (Friedrichstein) für die Ordenszeit mit „20 Hufen = 1350 Morgen“ angibt und stillschweigend voraussetzt, daß es sich um 1350 Morgen bäuerlichen Ackerlandes handelt; abgesehen davon, daß Friedrichstein nicht 20 Hufen, sondern 20 Haken = etwa 13 Hufen (= 757 Morgen) groß war.

Aber nicht nur methodisch ist diese Tabelle angreifbar, sondern auch sachlich stimmt sie nicht. Wir wollen uns hier einmal lediglich auf die Ortschaften Reckstein, Wehnenfeld und Löwenhagen beschränken, weil die beiden erstgenannten Ortschaften in meiner tabellarischen Übersicht fortgelassen waren — nicht weil sie zu „unbequeme“ Zahlen ergeben hätten, sondern weil hier alle Vorbedingungen für die Aufstellung einer statistischen Reihe fehlen; deswegen fehlen, weil die Identität der Flächen nicht gewährleistet ist, d. h. Ortsbezeichnung und Wirtschaftseinheit weder sich nicht im Laufe der Zeit. In den Grenzen der Ortschaften Reckstein, Löwenhagen und Wehnenfeld sind im Verlauf des 17. Jahrhunderts von dem Besitzer von Friedrichstein fünf Freiholländerdörfer mit insgesamt 46 Bauern auf 63 Hufen angelegt worden. Wenn es also in Reckstein und Wehnenfeld selbst im 19. Jahrhundert keine Bauern mehr gibt, so heißt das nicht, daß alles ehemalige Bauernland zum Rittergut eingezogen wurde, sondern die Dinge verhielten sich folgendermaßen: 1540 gab es in Reckstein 7 Bauern (nicht 8, wie die Stein'sche Tabelle ausweist, denn der Hirt kann nicht als Bauer gerechnet werden), in Löwenhagen gab es 1540 6 sehr arme Bauern und in Wehnenfeld 1603 5 Bauern auf 22 Hufen. In den Grenzen dieser drei Ortschaften, die im 16. Jahrhundert 18 Bauern zählten, sind also, wie oben dargestellt, im Verlauf des 17. Jahrhunderts 46 Bauern angelegt worden. Man könnte nun meinen, daß die ursprünglich in Reckstein und Wehnenfeld vorhanden gewesenen Bauern, die diesem Kolonisationswert zum Opfer gefallen sind, gelegt worden seien, doch ist dies darum unzutreffend, weil die

7 Bauern, die nachweislich 1540 in Redftein geseßen haben, preußische Bauern waren und mithin gar kein Besitzrecht hatten. Die 5 Bauern, die 1603 in Wehnenfeld geführt werden, aber waren so arm, daß sie nicht wie die anderen 5 Mark, sondern nur 1½ Mark von der Hube zinsten. Dieser niedrige Zins und die Größe der Erben mag im übrigen ein Beweis dafür sein, daß diese Siedlung von ursprünglich (1425) 7 preußischen Freien überhaupt nicht recht gedeihen wollte und wohl aus diesem Grunde schließlich ein Vorwerk angelegt werden mußte; während Löwenhagen durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert stets 9 Bauern gehabt hat.

Auf die anderen Ortschaften noch einmal einzugehen, ist leider wegen des beschränkten Raumes nicht möglich, doch sei nochmals betont, daß es notwendig ist, für jeden einzigen Fall, in dem bäuerliches Land in Gutsland umgewandelt worden ist, die Ursachen zu untersuchen, die zu dieser Umwandlung geführt haben. Herr Dr. Stein ist zwar der Meinung, man könne „die Praxis des Bauernlegens“ aus den Angaben meiner Dissertation erlernen, und führt als besonders instruktives Beispiel hierfür an, daß 1663 in Borchersdorf von 15 nur noch 7 und in Wehnenfeld von 13 nur noch 4 Bauern vorhanden waren, ohne zu erwähnen, was (vgl. S. 41 u. 54 meiner Dissertation) die Untersuchung der bäuerlichen Inventarbestände des Amtes Brandenburg hierzu berichtet. Es würde sich dann nämlich herausstellen, daß hier wie in so vielen andern Fällen die Kriegswirren und der staatliche Steuerdruck die Bauern „gelegt“ haben und nicht der Grundherr. Auch Hohenhagen ist kein geeignetes Schulbeispiel, denn 1540 gibt es dort, wie aus der Nachgeldanlage hervorgeht, nur 3 sehr armselige Bauern (alle zusammen zahlen 20 Nacht). Wenn es also später laut Traditionsrezept 5 Bauern (+ 4 Handwerker) dort gegeben hat, so ist diese Vermehrung der privaten Initiative des Grundherrn zu danken, und wenn dann diese fünf Bauernstellen am Beginn des 18. Jahrhunderts verschwunden sind und der Besitzer von Hohenhagen dafür 4 Bauern auf 16 Hufen — die bisher zum Gutsland von Schäferei gehörten — angesetzt hat, so mag diese Umstellung auf irgendeine wirtschaftliche Notwendigkeit zurückzuführen sein, beweist aber nicht, daß der Grundherr das Areal des Gutslandes hat vergrößern wollen und die Bauern deshalb „gelegt“ worden sind.

Die Zahlen für das 19. Jahrhundert nachzuprüfen, ist mir leider zur Zeit nicht möglich, da der 2. Teil der Arbeit über die Entstehung und Bewirtschaftung eines ostpreussischen Großbetriebes, der sich mit dieser Zeit befassen soll, noch nicht begonnen werden konnte. Es ist jedoch in meiner Dissertation für das 19. Jahrhundert auf eine Untersuchung des Grafen Wolfgang Finkenstein verwiesen worden, und da gerade die hieraus zitierte Stelle zu einem Stein des Anstoßes geworden ist, so möchte ich nachstehend mitteilen, was Graf Finkenstein mir zu diesem Punkt schreibt:

„Für die Agrargeschichte des 19. Jahrhunderts läßt sich beweisen, daß seit 1800 weder im preussischen Staat noch in den einzelnen Provinzen ein 'Bauernlegen' stattgefunden hat. Im Gegenteil wurden — besonders in den Ostprovinzen — sehr bedeutende Flächen vom Großbetrieb an den Kleinbesitz abgegeben. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts hat sich die Zahl der Bauernstellen in Ost- und Westpreußen um rund 245 Prozent vermehrt, während die Zahl der Großbetriebe um rund 39 Prozent abgenommen hat. Die Durchschnittsgröße sämtlicher Betriebe im preussischen Staat ist von rund 68 preussischen Morgen im Jahre 1816 auf 24 preussische Morgen 1907 zurückgegangen, in Ostpreußen von 208 auf 45 Morgen in der gleichen Zeitspanne. Die ostpreussischen Großbetriebe haben von 1837 bis 1851 außer 'Waldweiden' und bedeutenden ungenutzten Flächen 44 256 Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche an die Bauern verloren, und von 1852 bis 1907 verringert sich die Durchschnittsgröße der Großbetriebe, die außerdem an Gesamtzahl um 39 Prozent abgenommen haben, von 1262 auf 1104 preussische Morgen. Die obigen Zahlen sind dem Archiv des preussischen Statistischen Landesamts, dem Archiv des preussischen Landwirtschaftsministeriums in Berlin und dem Geheimen Staatsarchiv Dahlem entnommen.

Wirtschaftstheorie und Tatsachenverlauf haben sich im 19. Jahrhundert wiederholt entscheidend widersprochen. Der Gegensatz zwischen Ge-

schehen und Lehrmeinung ist jedoch selten so kraß wie zwischen dem zum Glaubensdogma durch lange Jahre erhobenen Satz Friedrich Knapp's vom Bauernlegen und dem nachweislichen Siedlungswerk. Knapp läßt sich aus demselben Quellenmaterial widerlegen, das er zur Stützung seiner Theorien benutzt hat. Oft finden sich die statistischen Unterlagen in demselben Fach wie das Material, das er benutzte, oft selbst im gleichen Aktenstück. Nirgends hat er das umfangreiche statistische Tatsachenmaterial zu seinen Untersuchungen herangezogen, er hat nicht einmal geglaubt, es erwähnen zu müssen. Die Unterlage moderner ernsthafter Wissenschaftsforschung aber kann nur ein zahlenmäßig richtig ausgearbeitetes Material bilden, das ohne vorgefaßte Meinung die Tatsachen darstellt.“
 Marion Gräfin Dönhoff.

Buchbesprechungen

Rudolf Köhlschke und Wolfgang Ebert: Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1937.

In den letzten Jahrzehnten hat die Erforschung der deutschen Besiedlung der Ostlande außerordentliche Fortschritte gemacht. Besonders die Einzeluntersuchungen über alle betroffenen Länder und über alle in Betracht kommenden Zeitabschnitte haben vielfach neue Ergebnisse gezeitigt und die Erkenntnis der Vorgänge wesentlich erweitert. Zugleich sind sie aber zu einer selbst für den Fachmann schwer übersehbaren Fülle angewachsen. Angesichts der großen Teilnahme, die die Geschichte der Siedlung in der Gegenwart findet, machte sich das Bedürfnis nach einer wohlbegründeten, übersichtlichen und allgemeinverständlichen Gesamtdarstellung der großen deutschen Volksbewegung nach dem Osten immer mehr geltend. Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß einer der besten Kenner deutscher Siedlungsgeschichte, Rudolf Köhlschke, zur rechten Zeit mit einer Geschichte der ostdeutschen Kolonisation hervortritt. Er hat bei der Abfassung des Werkes seinen Schüler Dr. Wolfgang Ebert herangezogen. Dieser gibt ein kurzes einleitendes Kapitel über die landschaftskundlichen Grundlagen der deutschen Siedlungsbewegung und behandelt zum Schluß die formale Gestaltung sowohl der ländlichen als auch der städtischen Siedlungen mit erläuternden Beigaben zahlreicher Pläne, denen sich eine ausschlufreiche Karte der ostdeutschen Städtegründungen nach ihrer zeitlichen Folge gesellt. Köhlschke selbst hat als das Hauptstück eine ausgezeichnete Darstellung der historischen Tatbestände der ostdeutschen Kolonisation geliefert. Sie beschränkt sich nicht, wie man meinen könnte, auf das Mittelalter, sondern umfaßt die gesamte in Wellenform verlaufende Bewegung des deutschen Volkes nach Osten von ihren ersten Anfängen bis in die Gegenwart. Daraus ergibt sich die Möglichkeit zu fruchtbarem und reizvollem Vergleich der Erscheinungen innerer und äußerer Kolonisation im Mittelalter und Neuzeit. Wenn trotzdem das mittelalterliche Kolonisationsproblem in der planvollen Darstellung den größeren Raum einnimmt, so liegt das eben daran, daß auch tatsächlich die mittelalterliche Bewegung alle spätere deutsche Siedlung, auch die der beiden ostdeutschen Großmächte der Neuzeit, Preußen und Österreich, deren Leistungen gewiß nicht unterschätzt werden dürfen, an Einfaß und Wirkung weit übertrifft. Der Umfang und die Verwickeltheit der einzelnen historischen Siedlungsvorgänge bedingen es, daß nicht nur eine Gesamtschau geboten wird, sondern auch die einzelnen Siedlungsgebiete in besonderen Kapiteln behandelt werden, so hinsichtlich der mittelalterlichen Kolonisation: Österreich und das Ostalpenland, der Sudetenraum, die mittellebischen Lande, Brandenburg mit seinen Marken, Ostelbien und Mecklenburg, Schlesien, Pommern, Preußen, die baltischen Lande, Ungarn, Polen und seine östlichen Randgebiete. Es ist besonders zu betonen, daß das ganze Werk nur als Darstellung gedacht ist, also jede Erörterung von Einzelfragen vermeidet und weiter den Sonderuntersuchungen überläßt. Aus demselben Grunde ist auch kein wissenschaftlicher Apparat von Quellenangaben, Anmerkungen usw. gegeben worden, was wesentlich zur Allgemeinverständlichkeit beiträgt. Dagegen findet sich am Schluß ein Verzeichnis des einschlägigen Schrifttums in einer Auswahl, die dem durch die Darstellung angeregten Leser wertvolle Hinweise zu weiterem Studium gibt. Wir wünschen dem schönen Buche recht viele solcher Leser. K r o l l m a n n.

Bruno Schumacher: Geschichte Ost- und Westpreußens. Königsberg: Gräfe und Unzer 1937, 294 S.

Selten hat man ein Buch mit solcher Freude und Genugtuung anzeigen können wie das vorliegende. Nachdem die landesgeschichtliche Forschung in den letzten Jahrzehnten viel tüchtige Einzelarbeit geleistet und einige Teilgebiete auch zur abschließenden Darstellung gebracht hat, ist jetzt das Werk erschienen, das für lange Zeit die Geschichte von Ost- und Westpreußen bleiben wird. Dilettanten haben zur Entschuldigung eignen Nichtwissens wohl den Vorwurf erhoben, daß die Forschung trocken und langweilig sei, sich zu sehr in Einzelfragen verliere und darüber den Zusammenhang mit dem lebendigen Volksempfinden außer acht lasse. Das Buch Schumachers zeigt, daß es durchaus möglich ist, eingehende Kenntnisse mit weitem Blick und ernsthafte Forschung mit glänzender Darstellung zu vereinigen. Der Sachmann erkennt mit Freude und Bewunderung die umfassende und sichere Beherrschung aller Ergebnisse der Forschung, die Klarheit des Urteils im einzelnen und in der Überschau großer Zusammenhänge, und jeder Freund der Heimatgeschichte wird sich aus dem Buch Belehrung und Anregung holen und seine Freude haben an der Kraft des Wortes, die aus jeder Seite spricht. Schumachers Werk muß ein Hausbuch in jeder gebildeten Familie in Ost- und Westpreußen werden.

Noch dieses Buch ist viel mehr als eine provinzielle Angelegenheit. Es sollte in ganz Deutschland gelesen werden. Denn der Verf. hat die Geschichte Ost- und Westpreußens nicht als die irgendeines deutschen Territoriums geschrieben, sondern als einen wesentlichen Teil deutscher Geschichte. Im Vordergrund stehen dabei zwei Gedanken, der der Einheit des „neuen Deutschland“ trotz der wechselnden Schicksale, die einzelne Teile im Laufe der Jahrhunderte erlebt haben in Trennung und Wiedervereinigung, und der des Entstehens einer durch Landschaft und Geschichte herausgebildeten Eigenart, die unser Land trotz seines restlosen Aufgehens in Gesamtdeutschland im Laufe der letzten hundert Jahre doch immer über die Stufe eines provinziellen Daseins erhoben hat, wenn es auch in Nehmen und Geben stets ein lebendiger Teil volksdeutschen Geschehens gewesen ist. Daß die Sonderstellung Preußens als Brücke zwischen dem Reich und den weiten Ländern des Ostens in seiner politisch und völkisch hervorragenden Bedeutung betont wird, ist nach der ganzen Haltung des Buches selbstverständlich.

Auf den reichen Inhalt des Werkes kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur gesagt, daß die Darstellung, von der Urzeit bis zur Gegenwart in wohl abgewogenen Kapiteln fortschreitend, alles umfaßt, was in der Geschichte Bedeutung gehabt hat, die Außenpolitik wie die innerstaatliche Ordnung — besonders dankenswert ist das nicht für jedermann interessante, aber sehr notwendige Eingehen auf die Verwaltungsorganisation in den verschiedenen Epochen —, die Kunst wie die Wirtschaft in ihren verschiedenen Formen, das geistige Leben in Religion und Wissenschaft, Recht und Literatur. Dabei ist den in einem Grenzland besonders wichtigen volksdeutschen Fragen der Kolonisation und Bevölkerungspolitik, der Verteilung und Entwicklung der Nationalitäten und Sprachen die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Nur zwei Bemerkungen seien zum Inhalt gestattet. In einem einzigen Falle ist m. W. eine kleine Unrichtigkeit unterlaufen insofern, als die sog. Rolle der Spielleute von Meme (S. 105) von Krollmann als die der Königsberger Spielleute erwiesen ist. Zum andern sei der Wunsch geäußert nach einer stärkeren Berücksichtigung der Heeresgeschichte von der herzoglichen Zeit an. In dem Soldatenland Ostpreußen haben ruhmreiche Regimenter gestanden und große Soldaten gewirkt, Männer wie Zietzen, Bülow und York — dieser ist nur im Zusammenhang mit 1813 genannt — oder später Holz und Klud, um nur einige zu nennen, die wenigstens erwähnt zu werden verdienen.

Auf eine Ausstattung mit Bildern hat der Verlag verzichtet — mit Recht; denn der Inhalt des Buches spricht für sich selbst. Ebenso vermißt man den wissenschaftlichen Apparat von Quellennachweisen, Eingehen auf Streitfragen usw. in diesem Buche nicht. Nur die Beigabe eines Personenregisters — ein Ortsverzeichnis ist vorhanden — wäre wünschenswert gewesen.

F r i k G a u s e.

F. Mager: Geschichte der Landeskultur Westpreußens und des Nehebezirks bis zum Ausgang der polnischen Zeit. Volk und Reich-Verlag, Berlin 1936, 175 S. (Schriften des Instituts für osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg.)

In drei Bänden will der Verf. eine „möglichst umfassende“ Darstellung der Landeskulturentwicklung Westpreußens und des Nehebezirks bringen. Dem vorliegenden Band sollen eine Darstellung der Landeskultur von 1772 bis 1914 und eine besondere Untersuchung über die Entwicklung der unteren Weichselniederung folgen.

Westpreußen und der Nehebezirk sind bei dem Neben- und Gegeneinander verschiedener Völker auf begrenztem Raum und bei dem vielfachen Wechsel des herrschenden Volkstums (Germanen — Slaven — Preußen, Deutsche — Polen) eine Musteraufgabe für eine kulturgeographische Untersuchung, die das Ziel hat, „die Zusammenhänge zwischen Staat und Volkstum einerseits und dem Gang der Landeskultur andererseits aufzudecken“. In drei Abschnitten untersucht der Verf. im vorliegenden Band die Landeskulturgegeschichte Westpreußens und des Nehebezirks, 1. in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bis zum Beginn der deutschen Kolonisation, 2. unter deutschem Einfluß bis zum Ausgang der Ordenszeit und 3. die Entwicklung in polnischer Zeit bis 1772. Die Landeskultur Westpreußens zeigt ein deutliches und vom Verf. kräftig herausgearbeitetes Auf und Ab der Entwicklung. Als der Deutsche Orden in das Land kommt, findet er ein Gebiet vor, dessen Boden und Landeskultur unmöglich gedeihen konnte, weil „ihr wichtigster Träger, der Bauer“, durch unsinnige Abgaben und Dienste ausgebeutet wurde und völlig verelendet war. Durch bauernfreundliche Maßnahmen (Landesordnungen), großzügige kolonisationspolitische Tätigkeit und geordnete Landesverwaltung schuf der Orden in den rund 1000 Jahren seiner Herrschaft ein blühendes Kulturland. Die positive Weiterentwicklung des Landes wurde jedoch durch den 2. Thorner Frieden unterbrochen. Die Ausbeutungspolitik der polnischen Starosten führte zum Ruin des Bauernstandes. Die wirtschaftliche Blüte der Städte wurde u. a. durch die von den Starosten geförderte Einbürgerung zahlreicher Juden vernichtet. Als Westpreußen und der Nehebezirk dann 1772 an Preußen fielen, waren sie „die Hölle der Bauern, das Fegefeuer der Bürger, der Himmel des Abels und das Paradies der Juden“. Der Verf. hat mit seiner Untersuchung einen dankenswerten, nationalpolitisch interessanten Überblick über die Landeskultur Westpreußens gegeben, der jedoch immer wieder das Fehlen eingehender Spezialuntersuchungen und damit absolut befriedigender Unterbauung der vorgetragenen Ansichten zum Bewußtsein kommen läßt. Sollte man z. B. über die kolonisationspolitische Arbeit und die allgemeine Landesverwaltung des Deutschen Ordens in Westpreußen nicht mehr sagen können, als was der Verf. der verarbeiteten Literatur entnimmt? Es erscheint auch fraglich zu sein, ob die amtlichen Berichte über den Zustand des Landes nach dem Übergang an Preußen und die Kontributionskataster von 1772 wirklich so verallgemeinernd auf die ganze Zeit der polnischen Herrschaft angewendet werden können. Der ganze dritte Hauptteil der Untersuchung ist daher eher eine Darstellung der Landeskultur Westpreußens beim Übergang an Preußen. Die Entwicklung der Landeskultur in Westpreußen in polnischer Zeit (1466—1772) wird man kaum ohne genaue Durcharbeitung und Auswertung der Luustrationen der einzelnen Starosteien befriedigend und erschöpfend darstellen können. G ö r i n g.

Eberhard Franke: Die Ostpreußen an der Ruhr. Geschichte, Umfang und Bedeutung der Ostpreußeneinwanderung. (Volkstum im Ruhrgebiet Bd. 1.) Essen: Walter Bacmeisters Nationalverlag, 1937.

Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, die Entwicklung des „Ruhrvolkes“ in seinen volkstumsmäßigen Bindungen zu untersuchen. Als erste Veröffentlichung ist in der Schriftenreihe: „Volkstum im Ruhrgebiet“ der vorliegende Band erschienen, in dem die Ausmaße der ostpreußischen Einwanderung in das Ruhrgebiet und deren Auswirkung in rassischer, kultureller und geistiger Beziehung geschildert werden. Diese Untersuchung rührt aufs engste an die Problematik der nach wie vor im Mittelpunkt des Interesses stehenden ostpreußischen Wanderungsfrage. Insofern ist es außerordentlich erfreulich fest-

zustellen, daß nunmehr auch außerhalb Ostpreußens — sozusagen von der „Empfangsseite“ her — diese wichtige Frage in ihren bevölkerungspolitischen Zusammenhängen untersucht worden ist.

Nach einem geschichtlichen Rückblick, der zeigt, wie das niederdeutsche Element bei der Besiedlung der Ostmark mitgewirkt hat, wodurch sich die Lebensverwandtheit der Ostpreußen mit der im Ruhrgebiet ansässigen Bevölkerung erklärt, wird auf die Entwicklung des Wirtschafts- und Lebensraums „Ruhrgebiet“ und die Ursachen für den in ihm auftretenden Menschenmangel eingegangen. Diese durch einen sprunghaft gesteigerten Wirtschaftsaufschwung verursachte Lücke an Arbeitskräften im Ruhrgebiet ist in der Hauptsache durch die Einwanderung aus den östlichen Grenzprovinzen und aus Polen geschlossen worden. An dem Aufbau des Ruhrvolkes hat die ostpreußische Bevölkerung einen Hauptanteil gehabt; denn in rd. 60 Jahren — von 1871 bis 1933 — hat die Provinz Ostpreußen einen Verlust an Menschen von rd. 1 Million erfahren, das ist etwa $\frac{1}{4}$ des gesamten Geburtenüberschusses dieser Zeit, der zum weitaus größten Teil in der Industrie des Ruhrgebiets geblieben ist.

Bei der Untersuchung der Ursachen für diesen starken Abfluß werden die schlechten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Ostpreußen bei gleichzeitig hohem Geburtenüberschuß als in erster Linie wirkend angegeben, die vor allem eine besonders starke Abwanderung aus Maßuren zur Folge hatten.

Diese Ansicht ist nur insofern richtig, als Ostpreußen als rein agrarische Provinz den Wirtschaftsaufschwung der 70er und 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts nicht in dem Maße mitmachen konnte wie ein ausgesprochenes Industriegebiet und daher der Anreiz zur Abwanderung in die Industrie besonders stark war. Ostpreußen hat auch heute noch, verglichen mit anderen Reichsgebieten, einen hohen Geburtenüberschuß, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, wie Einkommens- und Wohnverhältnisse, stehen auch heute noch in einem gewissen Gegensatz zu denen Westdeutschlands, aber ein wesentlicher Abwanderungsverlust ist seit 1930 nicht mehr eingetreten. Wie der Verfasser selbst anführt, ist die Liebe des Ostpreußen zu seiner Heimatshalle so groß, daß er lieber als Knecht auf dem väterlichen Hof, mag er auch noch so klein sein, mit einem geringen Nebenverdienst als Forstarbeiter lebt, als daß er seine Heimat verläßt, um einer ungewissen Zukunft als Industriearbeiter entgegenzugehen. Schlechte wirtschaftliche und soziale Verhältnisse sind also nur dann ein Grund zur Abwanderung, wenn im Einwanderungsgebiet die Verdienstmöglichkeiten ein sehr viel besseres Auskommen versprechen.

Die von Hesse¹⁾ aufgestellte These, die auch von dem Verfasser vertreten wird, daß der Abwanderungsstrom aus Ostpreußen in ursächlichem Zusammenhang mit der jeweiligen Marktlage der Landwirtschaft, ausgedrückt im Roggenpreis, steht, bewahrheitet sich nicht. Die Ergebnisse der speziellen ostpr. Wanderungsstatistik, die seit 1929 authentisches Zahlenmaterial über alle Wanderungsfragen gibt, zeigen dies eindeutig. Trotz sinkenden Roggenpreisen in den Jahren 1925—1935 — Höchststand 1927: 250,9 je 1000 Kilogramm, Tiefstand 1933: 151,4 — hat sich der Wanderungsverlust in Ostpreußen, der in den Jahren 1925—1929 noch rd. 20 000 Menschen jährlich betrug, ab 1930 in einen Wanderungsgewinn verwandelt.

Die in früheren Jahrzehnten häufig anzutreffende Ansicht, daß die Grundbesitzverteilung Ostpreußens mit ihrem starken Anteil an Großgrundbesitz — in Wirklichkeit beträgt der Anteil des Großgrundbesitzes von über 200 Hektar an der landwirtschaftlich genutzten Fläche nur 23 v. H. — sich auf die Wanderungsbewegung der Bevölkerung ungünstig auswirkt, ist wiederholt widerlegt worden. In dem in der Schriftenreihe „Beiträge zur Statistik der Provinz Ostpreußen“ schon 1935 erschienenen Werk „Die Wanderungsbewegung in Ostpreußen“ von Dr. R. Steyer, das die Ergebnisse der Wanderungsbewegung bis zum Jahre 1933 eingehend auswertet und vor allem auch zu den jetzt von Franke angeführten Fragen Stellung nimmt, hätte der Verfasser eingehendes Material zur Stützung seiner Ansicht

¹⁾ Albert Hesse: Die Bevölkerung von Ostpreußen, in: Grundlagen des Wirtschaftslebens von Ostpreußen, 3. Teil. — Kbg. 1916.

gefunden, daß der Großgrundbesitz in Ostpreußen keinerlei Einfluß auf die Höhe der Abwanderung hat. Leider ist davon kein Gebrauch gemacht worden. Im Vergleich zu Gebieten mit vorwiegend klein- und mittelbäuerlichem Besitz beteiligt sich der Großgrundbesitz einmal in geringererem Ausmaße überhaupt an der Wanderung über die ostpr. Grenze, zum anderen weist er einen geringeren Wanderungsverlust auf. Eine Gegenüberstellung der Wanderungsbilanz in Kreisen mit Großgrundbesitz auf der einen, mit mittelbäuerlichem Besitz auf der anderen Seite zeigt außerdem noch, daß der mittelbäuerliche Besitz in bezug auf die Abwanderung von dem wirtschaftlichen Konjunkturverlauf noch am merkbarsten beeinflusst wird und auf sinkende Konjunktur mit steigendem Wanderungsverlust bzw. abnehmenden Wanderungsgewinn reagiert.

Bei der Berechnung des gesamten Wanderungsverlustes für Ostpreußen ist dem Verfasser augenscheinlich ein Fehler unterlaufen. Er gibt für den Zeitraum 1867—1933 einen Wanderungsverlust von 1,130 Mill. Menschen an. Für den Zeitabschnitt 1901—1925 wird als Wanderungsverlust die der Schrift von Golding entnommene Zahl von 390 611 zu Grunde gelegt, wobei aber übersehen worden ist, daß es sich bei dieser Zahl nicht um den Wanderungsverlust der Provinz noch anderen Reichsgebieten, sondern um den Verlust handelt, den die ländliche Bevölkerung, also die Gemeinden unter 2000 Einwohnern, in diesem Zeitraum erfahren haben. Es handelt sich hier zum Teil um Menschen, die wohl ihre Heimatgemeinde verlassen haben, aber doch in der Provinz Ostpreußen geblieben sind. Tatsächlich ergibt sich für diese 25 Jahre nur ein Abwanderungsverlust von 296 200 Personen. Die Angaben für die übrigen Zeiträume konnten in den Quellen des Verfassers nicht nachgeprüft werden. Nach der Reichsstatistik ist für den gesamten Zeitraum 1871—1933, wobei bis 1910 der alte Gebietsumfang der Provinz Ostpreußen berücksichtigt ist, ein Wanderungsverlust von 922 400 Menschen eingetreten, also über 200 000 weniger, als vom Verfasser errechnet worden sind. Der Unterschied der vier Jahre (1867—1871) spielt dabei keine Rolle, da eine ins Gewicht fallende Abwanderung aus Ostpreußen erst nach 1871 einsetzte.

Da die Abwanderung in der Hauptsache die jüngeren Altersjahre erfaßt, nach der ostpreußischen Wanderungstatistik gehören fast $\frac{2}{3}$ der Abwandernden zu den 15—30jährigen — bedeutet dieser starke Wanderungsverlust für die Provinz Ostpreußen nicht nur einen Menschenverlust schlechthin, sondern vor allem eine starke Einbuße wertvollster Arbeitskraft. Was damit zugleich für eine finanzielle Leistung von seiten der Provinz vollbracht ist, wird klar, wenn man bedenkt, daß diese Menschen in Ostpreußen aufgezogen sind, hier ihre Schul- und Berufsausbildung genossen haben, ihre Arbeitskraft aber ihrer neuen Heimat im Industriegebiet zugute kommt. Demgegenüber ist festzuhalten, daß die Einwanderung aus dem mitteldeutschen Raum in das Ruhrgebiet eine ganz andere Altersschichtung aufweist, denn hier überwiegen bei weitem die höheren Altersjahre von 25—40 Lebensjahren.

Es ist außerordentlich aufschlußreich, im einzelnen zu verfolgen, welchen Verlauf der Wanderungsstrom ins Ruhrgebiet tatsächlich genommen hat, sozusagen den Spuren dieser in ihrem zahlenmäßigen Ausmaß nur mit einer „Völkerwanderung“ zu vergleichenden Erscheinung nachzugehen. Als Material benutzte der Verfasser die Einwohnerkartothek der Stadt Gelsenkirchen, die als Verteilerstation für die Einwanderung ins Ruhrgebiet anzusehen ist, ferner Angaben einiger Vereine „Heimattreuer Ost- und Westpreußen“ und Aktenmaterial der Ruhrknappschaft Bochum. Aus diesen Unterlagen ergeben sich Einzelbilder, die wertvolle Aufklärungen weit über die nüchternen, statistischen Zahlenangaben hinaus liefern. Die Erscheinung z. B., daß einzelne Ruhrgebietsstädte von bestimmten ostpr. Kreisstädten, über die der Weg des Abwanderungsstromes vom flachen Lande in der Regel führt, „bevölkert“ wurden, bestärkt die Annahme, daß der Wanderungsstrom durch Nachholen von Verwandten und Freunden in ständigem Fließen geblieben ist. So finden wir z. B. vorwiegend Ortelsburger und Neidenburger in Gelsenkirchen, Löxener in Wanne-Eickel, Osteroder in Bochum usw.

An Hand der Zahlen für die Stadt Gelsenkirchen und Berechnungen über das natürliche Bevölkerungswachstum der ostpreussischen Einwanderer, die mit ihren Eheschließungs- und Geburtenziffern über dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung liegen, kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß jeder 4. bis 5. Gelsenkirchner Ostpreuße ist.

Der Ostpreuße an der Ruhr bleibt auch in seiner neuen Heimat Ostpreuße, d. h. er braucht die durch Generationen vererbte Bindung an den Boden, die er als Bergmann sozusagen als „Bauer unter der Erde“ noch hat. Er ist selten als reiner Industriearbeiter anzutreffen. Er braucht ein Stückchen Garten oder Pachtland zum Bewirtschaften, deshalb siedelt er auch nie im Stadtkern, sondern immer außerhalb der Stadt. Er hält an den Sitten und Gebräuchen seiner Heimat fester als die Einwanderer anderer deutscher Stämme, und erst in der 3. und 4. Generation beginnen sich die ostpreussischen Stammesmerkmale zu verwischen. Die Untersuchung der Kirchenbücher einiger evangelischer Gemeinden zeigt: je stärker das ostpreussische Element in einem Gebiet vertreten ist, um so höher liegt die Vermehrungsrate — Eheschließungs- und Geburtenziffer — über dem Durchschnitt. Also auch in dieser Beziehung erhält sich der Ostpreuße seine gesunde Art. 15 beliebig gewählte ostpreussische Arbeiterfamilien einer Gelsenkirchener Arbeiterstraße hatten im Durchschnitt 5,2 Kinder, während 15 ebenfalls beliebig gewählte andersstämmige Arbeiterfamilien derselben Straße nur 3,6 Kinder hatten.

Wie eng verbunden sich der Ostpreuße auch in seiner neuen Heimat mit der alten fühlt, zeigen die Zahlen über den Reiseverkehr vom Ruhrgebiet nach Ostpreußen. In den Jahren 1923—1933 besuchten mehr als 330 000 Ostpreußen aus dem Ruhrgebiet ihre alte Stammesheimat.

Die vom Verfasser über die dauernde Rück siedlung westdeutscher Familien nach dem Osten angegebenen Zahlen erscheinen allerdings viel zu hoch. Nach seinen Angaben stellte der Westen von den in den Jahren 1927—1931 im Osten angestellten Bauern rd. 64 Prozent. Die Reichsstatistik gibt für die Jahre 1923—1935 als in den Ostgebieten (Ostpreußen, Brandenburg, Pommern, Grenzmark, Schlesien und Mecklenburg) angesetzte, aus West- und Süddeutschland stammende Siedler nur einen Durchschnittsatz von 12,5 Prozent an. Es steht aber zu erwarten, daß durch die Maßnahmen der Reichsregierung — Landschuljahr und Landhelfer —, die eine dauernde Rück siedlung aus dem Westen nach dem Osten zum Ziel haben, der durch den gewaltigen Menschenverlust vergangener Jahre geschwächten Ostmark neues Leben zugeführt wird.

Alles in allem stellt das Buch eine erfreuliche Bereicherung der Literatur über die Ostpreußen-Frage dar, wobei es als besonders verdienstlich betrachtet werden muß, daß das allenthalben nur zerstreut vorhandene Material mit großer Sorgfalt zusammengetragen worden ist. Man merkt, mit welcher Liebe zur Sache der Verfasser die einzelnen Quellen ausgeschöpft hat. Vielleicht wäre es von Nutzen gewesen, hierbei die inzwischen ausgewerteten Ergebnisse der ostpreussischen Wanderungsstatistik stärker heranzuziehen, um die bevölkerungsmäßigen und volkspolitischen Zusammenhänge zwischen dem Mutterland Ostpreußen und dem Ruhrgebiet deutlicher erkennen zu lassen. In jedem Falle ist diese mit den Augen des Westens gelesene Monographie der ostpreussischen Wanderbewegung nicht nur für das Ruhrgebiet und die Heimatprovinz Ostpreußen selbst von starkem Interesse, sondern überhaupt für die Erforschung der bevölkerungspolitischen Zusammenhänge der deutschen Gaue von grundlegender Bedeutung.

Dr. E. F. Müller-Königsberg.

Otto Natau: Mundart und Siedlung im nordöstlichen Ostpreußen. Königsberg (Pr). Osteuropa-Verlag, 1937, 293 S. 12 Karten. (Schriften der Albertus-Universität. Geisteswiss. Reihe, Bd. 4.)

Die vorliegende Arbeit, obgleich philologischen Ursprungs, geht über das Gebiet der Sprachwissenschaft erheblich hinaus in ihren Fragestellungen wie in ihren Ergebnissen. Die Frage war zunächst: Darstellung des deutschen Dialekts im nordöstlichen Ostpreußen. Sie war aber nicht zu lösen ohne die Behandlung weiterer Fragen siedlungsgeschichtlicher und volkswundlicher Art. Handelt es sich doch um ein Gebiet, dessen Volkstum aus verschiedenen

Bestandteilen zusammengewachsen ist, und zwar in einer gar nicht weit zurückliegenden Zeit. Die Entwicklung dieser Mundart hat sich wesentlich in den letzten zwei Jahrhunderten, in ihren entscheidenden Phasen sogar im Laufe des letzten Jahrhunderts abgespielt: wenigstens was die Ausbreitung der niederpreußischen Mundart betrifft. Der Zellkern dieser Mundart wurde in jenem Gebiet allerdings schon früher gelegt, er war am Anfang des 18. Jahrhunderts schon da, ehe die große oberdeutsche Einwanderung nach dem damals so genannten Pr.-Litauen erfolgte. Die niederpreußische Mundart hat sich dann langsam, aber sicher gegenüber den verschiedenen oberdeutschen Einwanderermundarten und dem Litauischen durchgesetzt. Das Ergebnis ist siedlungsgeschichtlich und kulturgeschichtlich in gleicher Weise interessant. Siedlungsgeschichtlich, weil das Einsiedern von niederdeutsch Sprechenden Ostpreußen aus dem westlichen Teil der Provinz bisher in seinem Umfange noch nicht erfasst worden ist, auch schwerer fassbar ist als die großen ober- und mitteldeutschen Einwanderungen des 18. Jahrhunderts, aber durch seinen ständigen Fluß sehr stark gewirkt hat, da sowohl die Oberdeutschen wie die Litauer sich diesem Niederpreußischen haben anpassen müssen. Kulturgeschichtlich ist besonders wichtig, daß auch die Litauer diesen niederpreußischen Dialekt angenommen haben, nicht die hochdeutsche Schriftsprache, die in den Schulen gelehrt wurde. Die Eindeutschung der Litauer war also nicht, wie heute von litauischer Seite oft behauptet wird, die Folge der preußischen Schulpolitik, die übrigens keineswegs eine gewaltsame Germanisierung beabsichtigte, sondern die Eindeutschung der Litauer war ein natürlicher Vorgang der Angleichung an die deutsche Umwelt. Nicht die Schulsprache setzte sich dabei durch, sondern die Umgangssprache der ländlichen deutschen Bevölkerung, die ihr Hochdeutsch auch erst auf der Schule lernte. Der Verfasser hat, was die Besiedlung angeht, nur seinen Heimatkreis Pillfallen erschöpfend behandelt, bei der Dialektuntersuchung die Kreise Stallupönen, Pillfallen und Tilsit-Ragnit. Mehrere Tabellen und Karten bieten ein gutes Anschauungsmaterial für dieses nationalpolitisch und wissenschaftlich gleich wertvolle Buch.

Forstreuter.

Dzieje Prus Wschodnich (Geschichte Ostpreußens), Tom I. 1—5: A. Buczek, Geograficzno-historyczne Podstawy Prus Wschodnich (Geographisch-historische Grundlagen Ostpreußen, 78 S., 2 Karten. — S. Lomiancki, Prusy poganski (Die heidnischen Preußen), 56 S. — A. Tymieniecki, Misja Polska w Prusiech i sprowadzenie Krzyżaków (Die polnische Mission in Preußen und die Berufung der Kreuzritter), 52 S. — St. Zajaczkowski, Pobbój Prus i ich kolonizacja przez Krzyżaków (Die Unterwerfung Preußens und seine Kolonisation durch die Kreuzritter), 57 S., 1 Karte. — L. Koczy, Polityka Baltycka zakonu Krzyżackiego (Die Ostseepolitik des Kreuzritterordens), 73 S. — Thorn: 1935—1936. Wydawnictwa instytutu Baltyckiego. (Ausgaben des Baltischen Instituts). Verlag: Kasa im. Mianowskiego, Warschau.

Die ersten fünf Hefte einer groß angelegten polnischen Geschichte Ostpreußens liegen hier zur Besprechung vor. Man erhält durch eine Vorankündigung auch schon einen Überblick über das Ganze. Der erste Band wird die Ordenszeit behandeln, der zweite die „fürstliche“ Zeit, bis 1919, der dritte das polnische Element in Ostpreußen und die polnischen Kultureinflüsse. Jeder Band wird aus 7—8 Einzelschriften bestehen.

Man wird mit dem Gesamturteil warten müssen, bis das ganze Werk erschienen ist. Aber schon die Stoffverteilung läßt erkennen, daß dem Verhältnis zwischen Ostpreußen und Polen darin ein großer Raum gewidmet sein wird, ein größerer, als der (gewiß hervorragenden) Bedeutung dieses Teils der Geschichte Ostpreußens angemessen ist. Man wird darauf achten müssen, ob dieser Stoffverteilung nicht auch eine bestimmte Art in der Behandlung des Stoffes entspricht. Die ersten fünf Bände, die auf einer reichlichen, auch deutschen Literatur aufgebaut sind, vermeiden nicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem deutschen Standpunkt, können sich aber, obgleich in diesen ersten Heften weniger Gelegenheit dazu ist als in den späteren, von politischen Vorurteilen nicht völlig freimachen.

Buczek behandelt die Geschichte der Grenzen Ostpreußens von der Vorzeit bis zur Gegenwart. Er sagt darin auch den Deutschen nichts Neues, wenn er feststellt, daß Ostpreußen als geschichtliche und nur in sehr bedingtem Maße als natürliche Einheit zu gelten habe. Im Osten und im Westen ist der ostpreußische Raum durch die Natur nicht begrenzt. Daß freilich geschichtliche Grenzen, wenn sie auf freier Uebereinkunft beruhen, bisweilen sich als durchaus stabil erweisen, stabiler als manche natürliche Grenze, zeigt das Beispiel der Ostgrenze Ostpreußens, die von 1422 bis 1919 unangefochten bestanden hat. Ihre Änderung durch Versailles entsprang auch keineswegs der Absicht, eine natürliche Grenze (die Memellinie) herzustellen, sondern wiederum geschichtlich-politischen Überlegungen. Der Verfasser rechnet wohl die Sudauer zu den Preußen, möchte dagegen, aus geographischen Gründen, die Schälauer mehr an die Samaiten heranrücken, setzt sich dadurch aber mit verschiedenen geschichtlichen und sprachlichen Tatsachen in Widerspruch. Nach den sonst maßvollen und abgewogenen Äußerungen des Verfassers wirkt das Schlusswort aufreizend: er stellt die beiden Tatsachen gegenüber, daß Polen in drei Jahrhunderten (1466—1772) die Grenzen Ostpreußens nicht geändert, daß dagegen Preußen in den Jahren 1772—95 sich 140 000 Quadratkilometer polnischen Bodens angeeignet habe. Darauf ist zu erwidern, daß die wiederholten Bemühungen Polens, Ostpreußen zu annektieren, im 15. und 16. Jahrhundert allerdings gescheitert sind, und daß anderseits die Teilnahme Preußens an den Teilungen Polens, zumal den beiden letzten, bedingt war durch das Vordringen Rußlands, daß sie sich auch für Preußen keineswegs als ein Glück erwies. Der Kontrast: hier polnische Friedensliebe, dort preußischer Angriffswille, ist völlig erkünstelt und gereicht der Darstellung nicht zum Schmutz.

Łowmiański stellt die Geschichte der heidnischen Preußen dar bis zu ihrer Unterwerfung durch den Deutschen Orden. Der Verfasser gibt im ganzen einen Auszug aus seinem Werk „Studien über die Anfänge des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens in Litauen“ (Wilna 1931—32), nur in sehr verkürzter und dabei sehr stark zugespitzter Form. Keineswegs ist es erwiesen, daß Preußen, wie es in Litauen unter Mindowe geschah, auf dem Wege war, ein Einheitsstaat zu werden. Vollends bei der Prophezeiung, Preußen hätte sich, wäre der Orden nicht gekommen, kulturell an Polen angeschlossen, zeigt der Wunsch sich deutlich als Vater des Gedankens.

Tymieniecki beschäftigt sich mit zwei von jeher sehr umstrittenen Fragen: der Bedeutung der polnischen Mission in Preußen und der Berufung des Ordens nach Preußen. Die Behandlung beider Fragen nimmt ungefähr den gleichen Raum ein und steht in einem gewissen Kontrast: hier friedliche Mission, dort Eroberungswille. Das ist ungerecht, denn die polnischen Versuche (und darf man die Tätigkeit Adalberts und Christians so einfach dazu rechnen?) sind alle gescheitert, und die Frage, was geschehen wäre, wenn . . . , ist nicht so interessant wie die Tatsachen, die durch das Eingreifen des Deutschen Ordens geschaffen wurden. Was die Berufung des Deutschen Ordens betrifft, so gibt der Verfasser einen Überblick über den Fragenkomplex, ohne einen neuen Standpunkt darüber zu gewinnen.

Wie bei Tymieniecki, so zerfällt auch bei Jajaczkowski die Darstellung in zwei deutlich geschiedene Abschnitte: die Unterwerfung und die Kolonisation Preußens durch den Deutschen Orden. Der erste Teil ist ein knapper Bericht, über den nicht viel zu bemerken wäre. Bei der Kolonisation werden zunächst zwei Abschnitte der deutschen Kolonisation gewidmet, worauf dann ein längerer Abschnitt der polnischen, ein kürzerer der litauischen Einwanderung vorbehalten ist. Am interessantesten ist bei der Gesamteinstellung des Werkes natürlich, was der Verfasser über die Polen zu sagen hat. Während er sich sonst auf die nüchternere Wiedergabe der bisherigen Forschung beschränkt, erscheint das Bild der polnischen Einwanderung nach Preußen dadurch doch etwas verschoben, daß der Verfasser sie möglichst früh ansetzen möchte (14. und Anfang 15. Jahrhundert), während die deutsche Forschung nachgewiesen hat, daß der Hauptteil der fremden Einwanderung nach Masuren wie in das Ermland erst in den Zeitraum nach 1466 fällt. Daß die Einwanderung des 16. Jahrhunderts durch die Reformation beeinflusst wurde, dürfte wie bei den Litauern, doch wohl nur auf Einzelfälle zutreffen. Für die Litauer wird dann richtig aufgeführt, daß ihre Einwan-

derung erst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts stattgefunden habe.

An der Arbeit Koczys ist überraschend, daß innerhalb des begrenzten Rahmens einer Geschichte Ostpreußens die Ostseefrage und ihre Bedeutung für den Deutschen Orden so breiten Raum einnimmt. In deutschen Darstellungen ist man geneigt, diese Seite der Tätigkeit des Ordens gegenüber der Missionspolitik und der Ostpolitik zu vernachlässigen. Wenn der Verfasser die zeitweilig enge Zusammenarbeit des Deutschen Ordens mit der Hanse feststellt, wobei der Orden durchaus der gebende Teil war, und die Frage aufwirft, weshalb der Orden denn nun, mit Ausnahme der Eroberung Gotlands, sich in die Kernfrage des Ostseeraums, die Kernfrage auch der hanfischen Politik, nämlich die Herrschaft in Skandinavien, nie eingemischt habe, so gibt er darauf die treffende Antwort, daß der Orden mit der Gegnerchaft zu Polen und Litauen zu stark belastet war, als daß er sich auf nordische Unternehmungen hätte einlassen können. Die dringenden Aufgaben seiner Kontinentalpolitik hielten ihn von der Seepolitik ab.

Forstreuter.

Ostpreußens Erbe und Aufgabe, Heimatlesebuch für alle ostpreußischen Schulen. 71 S.

Heimat im Kampf, Erzählungen aus der Geschichte Ostpreußens. 130 S.

Die Pädagogische Verlagsgemeinschaft Ostpreußen Sturm-Verlag / Ferdinand Hirt, Königsberg, legt zwei heimatkundliche Schulbücher vor, die größte Beachtung verdienen. Das erste ist herausgegeben von Erich Steinau, Fritz Kollmer und Paul Glas, beim zweiten der Name des Verfassers bzw. Herausgebers nicht genannt.

Das Heimatlesebuch bringt vorwiegend Stücke aus der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit Ostpreußens, die meist dem „Ostpreußischen Erzähler“ und dem „Hilf mit“ entnommen sind. In lebendiger, dem kindlichen Verständnis entsprechender Sprache erzählen sie von Autobahn und Seedienst, HJ, und BDM, Altmaterialsammlung und Luftschutz, von Ereignissen der Kriegszeit und Kampf und Arbeit der Partei in Ostpreußen. Dieses gegenwartsnahe Lesebuch ist das erste Schulbuch, zu dem der Gauleiter einen Geleitspruch geschrieben hat.

Die Erzählungen aus der Geschichte Ostpreußens halten an dem altbewährten Verfahren fest, von der Vorgeschichte unserer Heimat aus über Ritterorden und Hohenzollernzeit zum Weltkrieg und zu „Arbeit und Aufbau im Osten“ zu führen, doch wird neben der altpreußischen besonders die germanische Vorgeschichte betont, und Weltkrieg und Gegenwart nehmen über ein Drittel des Buches ein. Der Herausgeber hat aus dem reichen Schrifttum in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen geschickt die Abschnitte ausgewählt und verwertet, die für ein Schulbuch besonders geeignet waren, und dabei erfreulicherweise nicht nur die großen kriegerischen und politischen Ereignisse unserer Heimatgeschichte berücksichtigt (Tannenberg 1410 und 1914, Landtag 1813 usw.), sondern auch die stille, aber nachhaltige deutsche Kulturarbeit von der Siedlung durch den Orden und die Kurfürsten und Könige bis zum Ostpreußenplan des Gauleiters. Er hat sich nicht damit begnügt, Auschnitte aus der Literatur zusammenzustellen, sondern hat vieles in einer dem kindlichen Verständnis entsprechenden Darstellung neu geschrieben, andres durch eigene Ausführungen ergänzt oder verbunden. Sachliche Fehler sind bei der Durchsicht nicht aufgefallen außer dem einen, daß S. 47 Soldau unter den Orten genannt ist, die Friedrich Wilhelm I. zur Stadt erhoben haben soll, während Schirwindt und Darkehmen und sogar Gumbinnen in der Aufzählung fehlen. Für das Blutbad von Abschwangen gibt es zuverlässigere Berichte als den gewählten, der zwar sehr anschaulich ist, aber verschiedene Unrichtigkeiten enthält.

Das erste Buch ist mit mehreren ganzseitigen, gut gewählten und sehr wirksamen Bildern geschmückt, das zweite enthält 12 recht instruktive Karten und Skizzen im Text, die zum Verständnis des Gelesenen wesentlich beitragen.

An beiden Büchern wird die ostpreußische Schuljugend aller Schularten ihre Freude haben.

Fritz Gause.

Königsberg Pr.

Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg Pr.

Druck: Graphische Kunstanstalt G. m. b. H., Königsberg Pr., Tragheimer Pulverstraße 20, Fernruf 37061. 